

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1894)
Heft: 44-45

Artikel: Die Stellung der Zivilisation u. Kunst zur Friedensbewegung, speziell zum Antimilitarismus
Autor: Ackermann, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

teil von dem vorbereitet, was er angeblich erreichen will. Er will den Frieden, behauptet er, und studiert, predigt, handelt, lebt nur für den Krieg... einzig, »damit der Frieden gesichert bleibe«. Wenn man schon zu solcher Winkelzügigkeit sich bekennt, kann man es da übelnehmen, wenn andere die umgekehrte Taktik durchschauen; nämlich, dass man einfach vom Frieden spricht, weil man den Krieg will?

Aus den landläufigen, durch Erziehung und öffentlichen Geist gebildeten Begriffen hat sich eine Art Nebelschleier gewoben, der das Bild der Thatsachen umwallt und verbirgt. Hin und wieder — im Geiste, im Traume — reißt dieser Schleier und dahinter grinst dann das Schreckbild: Todschlag, Elend, Verzweiflung... Schauernd wendet man sich ab, ruft die altgewohnten Vorstellungen eiligst zurück, aus welchen dann die verhüllenden Schleier wieder aufsteigen. Aber immer mehr Risse bekommt der Schleier.

»Wir 100,000 wollen sterben.« Das klingt ja recht heldenhaft; es impliziert aber in jedes Einzelnen Munde nicht nur die Hingabe des eigenen, sondern die Geringschätzung von 99,999 anderer Leben. —

Man versuche, die im Weltraum schwebende Erde in ihrem wahren Grössenumfang sich vorzustellen. Unmöglich! Denn unsere Vorstellungskraft hat enge Grenzen. Ebenso beschränkt ist unsere mitfühlende Einbildungskraft: das durch den Krieg hervorgerufene Elend können wir nicht fassen. Zwar können wir es hersagen: so und soviel Tote, so und soviel Beraubte, so und soviel zerstörte Dörfer und Städte — wie wir ja auch ziffernmässig den Kubikinhalte der Erdkugel, ja sogar die Fixsternweiten hersagen können. Aber wenn wir mit dem Nennen der Kriegsergebnisse sie zugleich begreifen würden, so müsste uns der Mitschmerz töten.

Unsere Vorfahren schilderten die Kriegsgreuel mit Lust und Gefallen daran. Unsere Zeitgenossen (von der Kriegspartei) gehen über die Greuel mit Stillschweigen hinweg, teils aus natürlichem Abscheu, teils aus Klugheit. Wir Friedensfreunde hingegen — trotz des hundertfachen Abscheus — schildern sie wieder, um abzuschrecken.

Als die blutige, englische Maria Calais verlor, brach ihr Herz. (»Wenn ich jetzt sterbe, werdet ihr auf meinem Herzen das eine Wort eingegraben finden: Calais.«) Jetzt wünscht sich kein Engländer mehr Calais zurück. Ob es mit den von Frankreich verlorenen Provinzen nicht auch so sein wird?

Einer der auffälligsten Widersprüche des »si vis pacem«-Systems ist dieser:

— Alle wünschen den Frieden.
— Um ihn zu erhalten, muss die Armee so tüchtig als möglich dastehen.

— Dieser Armee müssen Alle angehören und Alle von Armeegeist durchdrungen sein, d. h. sie müssen den Krieg lieben.

Daraus ergibt sich also:

Damit der Friede, den Alle wünschen, erhalten bleibe, müssen Alle den Krieg wünschen. Und solchen Unsinn lässt die Welt sich bieten!

»Die Gesellschaft hat ein Recht, sich zur Wehre zu setzen gegen die Anarchistenbomben, welche das Leben Unschuldiger, welche allen Besitz und alle Kulturgüter bedrohen.« Gewiss, dieses Recht hat sie; aber

nicht minder wäre sie berechtigt, endlich auch die Gefahr abzuwenden, die in dem anarchistischen (gesetzlosen) Zustand der Staaten untereinander besteht, ein Zustand, der auch stündlich das Leben von Millionen bedroht und als Rüstungskampf die Güter — als ausgebrochener Krieg die Kultur selber vernichten muss.

Bertha von Suttner.

Herbstgruss.

Welch glänzend klarer Sonnenherbsttag heute!
Ich grüsse Dich, Geliebte. Tief und weich
Und märchenblau strömt die Unendlichkeit
Des Aethers um die blendend weissen Gipfel
Der Alpenkette, die wir Beide seh'n,
Du näher, ich ein wenig ferner, doch
Gemeinsam tauchend mit verwandtem Blick
In diese reine Flut der gold'nen Erde.
So reichbeglückte Tage lieben wir
Ja Beide, wo im letzten Freudenrausch
Aufglühend schwillt die sterbende Natur
Und sehnsuchtweckender Verheissung voll
Ihr Lebewohl uns warm entgegenleuchtet.
Die Gärten rings, die Wälder droben glüh'n
In roten, gelben, braunen, grünen Flammen,
Sie brennen jubelnd, farbenbetrunken auf,
Wie uns're Liebe loh'n und jauchzen mag
Durchs gold'ne Blau der freien Weltenweite.
Gib mir die Hand! Du stehst ja neben mir,
Ich fühle Dich — ich seh' Dein edles Haupt
In Schimmerwellen des Oktobers träumen
Von uns'rer stillen, stillen Heimat
Der Heimat unsrer Sehnsucht träumen wir
Entgegen, ach, und die verschwiegen Stätte
Der schönheitsfreud'gen Lebenseinsamkeit,
Sie zittert uns, ein süß Oasenglück,
Verlockend vor der schwelgerischen Seele.
Sind Dir die Thränen nah? Was pocht Dir so
Unruhig bang das liebe Herz im Busen?
Die Menschen meinst Du, die der Hoheit fremd
Missliebig Wache steh'n am Paradiese,
Die Kröte siehst Du wieder eckelhaft
Durch die verhüllte Laube schlüpfen ... Fort
Mit einem Fusstritt kräftiger Verachtung,
Fort in den Pfuhl gemeiner Kläglichkeit! ...
Lass, gute Freundin, glühend Dich umarmen
Und einen Kuss auf Deine feuchten Wimpern
Leidbannend drücken! Und nun wandern wir
Langsam und fest in friedlicher Begleitung
Bald Hand in Hand, bald jedes frei für sich
Der Sonne nach, die tiefe Schatten schon
Emporrollt zu den Alpen, droben rosig
Die Spitzen noch umgiesst mit blankem Licht.
Die Sonne sinkt, doch uns're geht nicht unter.
Der Liebe wärmend himmlisches Gestirn
Umleuchtet uns und weilt ob unserm Haupt,
Denn unsre Seelen haben sich gefunden,
Und unsre stille Friedensheimat winkt
Mit zarten Birken, mächtigen Platanen
Den Freunden, die sich zärtlich lieben, zu ...
Hörst Du die leisen, leisen Quellen rauschen
Der Seligkeit, Geliebte, hörst Du sie? ...

Karl Henckell.

Die Stellung der Zivilisation u. Kunst zur Friedensbewegung, speziell zum Antimilitarismus.

Von Otto Ackermann.

Vielen erscheint ohne Weiteres klar, dass die sämtlichen Elemente dessen, was wir heute Zivilisation heissen, durch jahrmillionenlanges Zusammenarbeiten entwickelt und vorbereitet worden seien.

Avis.

Zur gef. Beachtung.

Die Tit. Abonnenten und Leser dieses Blattes,

Im Auslande empfiehlt es sich am besten durch

Andere beharren darauf, dass die verschiedenen, teils durch das Klima als Grundursache differenzierten Rassen und Völker, teils durch Soldaten-, Polizei- und Diplomatenheere künstlich gekitteten und gewaltsam differenzierten Nationen, auch verschiedene kulturelle Missionen haben. Und zwar soll das Verschiedenartige in jenen Nationen das Gemeinsame, Allgemeinmenschliche überwiegen. Da diejenigen, welche obige Meinung vertreten (sei's ehrlich, oder, was viel häufiger der Fall ist, aus materiellem oder geistigem Eigennutz), eben jene Aeusserungen der Völker als die edelsten und wichtigsten betrachten, durch welche sie sich unterscheiden, so muss es ihre heiligste Pflicht sein, jene Differenzen so weit als möglich zu verschärfen, dadurch, dass sie alles Nationale, und wäre es auch ein anerkannter Unsinn, nach besten Kräften unterstützen, das sogenannte »Fremde« dagegen als etwas ihrer Unwürdigen, im Aufbau ihres speziellen Nationaltypus Unassimilirbares hinstellen. Für sie handelt es sich in erster Linie darum, Völkertypen heranzubilden, Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen etc., deren Wert in ihren Augen um so höher steigt, um so deutscher, französischer, englischer, russischer etc. sie werden und um so weiter auseinander sie äusserlich kommen. Von einem Vergleiche dieses Zivilisationsideales mit dem Reinemenschlichen wollen wir absehen. Ueber die Tendenz, gerade das Völkertrennende, die spezifizierte Erdfarbe, den Lokalgeruch, den Geburtsstempel überall hervorzuheben, in Leben und Kunst als das Hauptsächlichste hinzustellen, lässt sich auch nicht viel sagen. Dass diese Verschiedenheiten aber den Hauptbestandteil, den Kern, das Zivilisatorische in jedem Volke ausmachen, ist entschieden nicht wahr. Um dies zu erkennen, genügt ein Blick ins tägliche Leben, abgesehen davon, dass die Entwicklungsgeschichte unseres Planeten und die Wissenschaften jenen Behauptungen direkt zuwiderlaufen. — Es war von jeher so, dass der Einzelne, in ein bestimmtes Zeitalter hineingeborene, den ganzen unermesslichen Vorrat an Lebensformen und Kenntnissen stillschweigend, spielend in sich aufzog, ohne daran zu denken, wie er dadurch vom Scheitel zur Sohle der Schuldner der Vergangenheit, des Universums, geworden. Man tritt das Erbe als etwas so Selbstverständliches an. Hat er sich dann, einem Schwamme gleich, unter dem Drucke der Lebensflut, in die man ihn gnädig hineingehalten, zu einem Individuum vollgesogen, ist seine innere Fühlung und Kraft dem äusseren Drucke gleich geworden, kann er sich auch nur schon schwebend erhalten, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als seine eigentliche Nährflüssigkeit, seine eigentliche Menschwerdung zu vergessen. Er ist ein Individuum — ein Selbstgewordener! So füllt man unsere Jugend herdenweise am allgemeinen Lebensquell, aus dem man danklos schöpft und schöpft, um ihr, sobald sie mit dem Besten aller Völker und Zeiten vollgepfropft, die Etikette auf die Stirn zu kleben: »Hie Vaterland.« Draussen alles Fremde. »Hie deutsche Menschen« (was so viel sagen will als: Ein richtiger Mensch sollte überhaupt nicht versäumen deutsch zu sein). »Hie französische Menschen« (gleichbedeutend mit: Wir sind die Besseren! Uns nach, wer gewinnen will! Hier ist die Spitze der Zivilisation — ringsum grobes Barbarentum). Nun merke sich jeder und jederzeit die Etikette, handle und heuchle darnach.

»Und die Sprache!« In der That! Müssen Leute, die einen und denselben Gegenstand, ein und dasselbe Gefühl, einen und denselben Gedanken in verschiedenen Zusammenstellungen von Vokalen und Konsonanten ausdrücken, nicht auch unwiderbringlich divergierende Naturen sein? Zwar liesse sich ganz bescheiden einwenden, dass die Säuglinge aller Nationen ihre Mutterbrust sprachlos finden und dass es ganz von der Erziehung abhängt,

aus dem Kinde einen Lappländer oder einen Italiener zu machen oder beide zusammen. Diejenigen, die im vorgeschrittenen Alter mehrere Sprachen zum Sprechen und Schreiben beherrschen, könnten auch die so wichtig aufgedunsene Phrase von dem Verschiedendenken in verschiedenen Sprachen etwas heruntermildern. — Und dann? Ja richtig! Da haben einige Schlaumeier herausgefunden, dass jede Sprache einige Worte, Wendungen und Bilder besitze, die einer anderen gänzlich fehlen — also auch immer gefehlt haben werden und folglich in alle Ewigkeit fehlen müssen. Zwar ist es bekannt geworden, dass am Anfang aller Dinge alle Sprachen ohne Ausnahme an obigem Uebel litten und zwar so, dass keine derselben Worte und Bilder besass. Wenn es möglich gewesen ist, vom tierischen Lust-, Schmerz-, Hunger- oder Durstgeheul, vom unartikulierten Gurgellaute zur menschlichen Sprache, zum rythmischen Gesang zu kommen, von keinem Worte zu hunderttausenden, so konnte man meinen, es wäre auch Hoffnung vorhanden, die so weit bereicherten Sprachen um ein paar Worte zu erweitern. Dass bei einer friedlichen Mischung der Rassen auch ganz neue Sprachenbilder, ja wohl auch neue und reichere Sprachen entstehen, unterliegt keinem Zweifel. Hat es nicht die verzweifeltsten Kämpfe hervorgerufen, als man daran ging, den Leuten plausibel zu machen, die verschiedenen Landesdialekte könnten und würden durch eine höhere einheitliche Landessprache, durch eine Kunstsprache ersetzt werden? Es ist zum grossen Teil geschehen, trotzdem man sich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt hat. Es musste kommen und es kam und es wird noch weiter um sich greifen. Die Sprachen verschiedener Länder sind nicht oder doch nur unbedeutend mehr von einander verschieden, als die Dialekte in ein und demselben Lande. Was steht einer Weltsprache im Wege? Die Routine! allerdings das unbeweglichste aller Hindernisse. Da muss man gleich mit Jahrhunderten rechnen, aber verzweifeln braucht man deswegen nicht. (Fortsetzung folgt.)

Ahasverus.

Von Karl Bienenstein.

Durch lichte Strassen schreitet eilig Ahasver. Am heil'gen Abend ist's. Aus allen Fenstern flammet Der Freude Widerschein, und jubelnder Gesang Hallt auf die Strassen, die der Wintersturm durchfegt. Und dieser Abend ist der einzige des Jahrs, Da Ahasver auf seinem Weg darf rasten, Der durch die Zeit ihn führt bis zu dem letzten Tag. So sagte einstens des Allmächt'gen Richterspruch: »Die Nacht, da meiner Engel heil'ger Liedermund Verkündete der ganzen Welt den süßen Frieden, Da sollst auch Du, von Deinem Fluch befreit, Zur Ruhe legen dürfen Dein wildfiebernd Haupt, Wenn einen Ort Du findest, wo das Mitleid mild Sein sanftes Auge aufschlägt und Dich still begrüsst.«

Und weiter, weiter schreitet rastlos Ahasver. Nicht kann er Ruhe finden in der lichten Stadt, Denn frostdurchbebte Kinder stehen hier und dort Und schlagen sehnsuchtsvoll die matten, lieben Blicke Empor zu Fenstern, die in hellem Strahle glüh'n. Doch legt in ihre blaugefrorenen Händchen Kein Mensch des heil'gen Mitleids kleine Gabe nieder. Nicht hier darf Ahasverus heute rasten.

Und eilig schreitet er hinaus durchs alte Tor. Da liegt die Haide, totenstill, verlassen, Im geisterbleichen Zwitterlicht des Vollmonds, An dessen Antlitz, wie ein mitternächt'g Heer, Die Wolken sturmgepeitscht vorüberjagen.

Und wilder an des Alten mürbem Mantel zerrt
Der Sturm, und wühlt mit eisigkalten Fingern
In seinem greisen Haare und im dünnen Bart.
Mit jedem Schritte sinkt der unstät müde Fuss
In windgehäufte Berge weichen, lock'ren Schnees,
Darunter ihn noch wuchernd Dornestrüpp zersticht.

Und Ahasverus stöhnt hinaus zur wilden Nacht.

Da schimmert weit von ferne her durch Eis und Sturm
Ein Lichtlein in verheissungsvoller Helle.
Aufs neue strengt sein frierend zitterndes Gebein
Der Wanderer an und wädet durch die Wirbel
Des Schnees haideeinwärts jenem Sterne zu. —

Ein Haidehaus. Und drinnen brennt der Christbaum.
Und Ahasverus schaut mit feuchten, heissen Augen,
Die Eltern, Kinder sitzen in vertrautem Kreis.
Und mitleidsvoll hört er den Vater sprechen:
»Geht, lasst den Caro doch herein, das gute Tier!
Ihn wird es frieren draussen in der Hütte,
Denn gar zu kalt und stürmisch ist die Nacht!«

Da zittert's durch das Herz des ew'gen Wandrers,
Als wie ein Dankgebet zum furchtbar strengen Gott,
Der ihm gegönnt in dieser Nacht der Liebe
Ein Ruheplätzchen für sein wehdurchrastes Haupt.
Er tastet sich entlang der Wand des Hauses
Bis zu der Tür, an deren starkem Eichenholz
Des Sturmes Riesenhand vergeblich rüttelt.

Schon hebt die mag're Faust zum Pochen Ahasver,
Da fällt sein Blick auf einen dunklen Klumpen.
Ein flücht'ger Vollmondstreifen zwischen Wolken her
Zeigt ihm das Antlitz des erfrornen Bettlers,
Dem mitleidslos dies Haus den Eingang hat versagt.

Und Ahasver stösst einen Schrei zur Nacht hinaus,
So gellend, dass des Sturmes Donnerstimme
Sich wie ein winselnd Hündlein scheu vor ihm verkriecht.

Die Frauen — unsere Verbündeten.

Offener Brief an die Frauenwelt.

Von *Fanny Præchter-Haaf*.

Motto: Ihr Frauen, nicht wenig erhofft das
Vaterland von Euch. *Leopardi.*

Es gab Zeiten, in welchen das dunkelste, fern-
liegende Gemach des Hauses der einzige Aufenthalt
der Frau war, Zeiten, da man die Unfreie einschloss,
sie einengte in allen ihren Bewegungen. Alles Streben
des frei sich entwickelnden Menschengesistes war ihr
versagt und streng wurde nach dem Grundsatz gehandelt,
»dass die Weiber schweigen sollten in der Gemeinde«.
Was über die Spindel und Kinderauffütterung (denn
Pflege und Erziehung konnte man das nicht nennen)
ging, musste und sollte der Frau eine fremde Sache
sein. Wenn die Männer am Schenktische zechten und
die Tagesfragen besprachen, musste die deutsche Bürgers-
frau als Magd in der Ecke stehen und den Zechenden
die Krüge frisch auffüllen, ohne das Wagnis begehen
zu dürfen, sich in das Gespräch zu mischen. Und doch
— welch gewaltigen Einfluss zeigt die Frau auf den
Gang der Weltgeschichte — von Erschaffung der Welt
an Sünde und Tod bringend — und grausige Blutthaten
geschehen um der Geknechteten, der Unfreien willen.
Tausende von Menschenleben werden hingemordet um
die schönen Augen einer Frau, das zauberische Lächeln,
das Goldhaar, den rosenroten Mund einer Frau. Eine
Handbewegung, ein Blick, ein Wort — hat Ströme ver-
gossenen Blutes zur Folge gehabt — die Rache einer
stolzen Verlassenen legte blühende Städte in Trümmer
und Asche. Erforscht die Geschichte, steigt hinunter in

dunkle Archive und ihr werdet das Wort: »Cherchez
la femme!« in tausend Variationen belegt finden. —

* * *

Jahrhunderte sind vergangen. Eine neue Zeit, mit
tausend gährenden, wichtigen Fragen arbeitet daran,
auch der Frau Menschenrechte zu verleihen.

Rechte sind uns geworden, die wir dankbar ent-
gegennehmen und deren wir uns würdig erzeigen wollen.

Was aber verleiht dem Recht die Würde? — Doch
gewiss vor allem die treu ausgeübte Pflicht. Und welches
sind die Pflichten des zu selbständigem Denken
herangereiften Weibes?

Die Weltgeschichte berichtet von der dämonischen
Macht des Weibes, — eine Macht, die gebraucht worden
ist viel zum Bösen, Unheilbringenden, — wenig zum
Guten. Die Gründe dieser Thatsache liegen nahe, es
ist hier aber nicht der Ort, sie näher zu untersuchen.

Die Pflicht der modernen Frau aber ist: nach jeder
Seite hin segensbringend zu wirken. Wir haben die
Pflicht, unsern Nächsten, unsern Gatten, Kindern und
Brüdern das Leben edel, in schönster, reinsten
Menschlichkeit zu gestalten. — Wir sollen unser
Heim schützen vor Zerstörung und Zerrüttung, vor
Elend, Krankheit, Armut und Laster. Wir sollen fest-
halten an allem, was es erhält, an Ordnung, Gesund-
heit, schönem Mass in allem, an freier Entfaltung des
Körpers und des Geistes, den Frieden nach innen und
nach aussen pflegen.

Der Friede aber ist die allerhaltende, beseligende
Macht, der Unfriede die zerstörende, Fluch und Ver-
derben bringende Gewalt, und er hat in seinem Gefolge
den Krieg, den furchtbarsten Feind der Menschheit.

Was aber kann die Frau thun, den Feind ihres
Glückes, ihres Hauses, vom Laude fernzuhalten? Wie
soll sie Vertheidigungsmittel schaffen, den grausen Tod
abzuhalten vom Manne, vom Kind, von Vater und Bruder?

Tausend Mittel stehen der wollenden, zielbewussten,
entschlossenen Frau zu Gebote. O, wenn die Frau auf-
wachen wollte von dem Schlaf, der sie seit Jahrhunderten
umfängt! Wenn sie die Macht, die ihr verliehen, in
ihrem ganzen Umfange erkennen wollte! Wenn sie
endlich einmal diese Macht benützte zu den edelsten
Werken der Menschenliebe! (Fortsetzung folgt.)

Nationalhass.

Von Wilhelm Unsel'd.

Der Hass an und für sich gehört zu den verab-
scheuungswürdigsten Lastern, die einem Menschen an-
hängen können, denn aus ihm entspringen die grössten
Verbrechen, deren der Mensch fähig ist. Einem Men-
schen, der von Hass gegen seinen Mitmenschen erfüllt
ist, fehlt das Wichtigste, was den Menschen erst zum
Menschen macht, nämlich das fühlende Herz für den
Nebemenschen, und wem immer die Möglichkeit ge-
geben ist, der suche den Umgang mit solchen Menschen
zu meiden. Ein Mensch, der hasst, dem fehlt mit einem
Wort die ächte innere Bildung, der kann ein gesell-
schaftlich, für den Umgang geschliffener Mensch sein,
in Wirklichkeit ist er roher als der jähzornige Bauern-
bursche; denn wenn dieser zur verbrecherischen That
durch die plötzlich erwachende Leidenschaft hingerissen
wird, so führt jener dieselbe nach langer Ueberlegung
kalten Blutes aus. Hass ist ein krebbsartiges Geschwür,
welches das ganze Innere des Menschen zuletzt über-
wuchert und zerfrisst, und das erst verschwindet, wenn
das jeweilige Individuum entweder durch plötzlich ein-
tretende Verhältnisse und Veränderungen von der Un-
gerechtigkeit desselben überzeugt wird, oder wenn das
Individuum aufhört zu sein.